

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

70 (24.3.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 70 — 1915

Karlsruhe, 24. März

Die Dardanellen in der Geschichte.

Die Ereignisse, die sich gegenwärtig in den Dardanellen vorbereiten, lenken das Interesse wieder in besonderer Weise auf diese von alters her berühmte Meerestraße. Als die natürliche Grenze zwischen Europa und Asien hat diese Durchfahrt in der Völkergeschichte von jeher eine Rolle gespielt, und der Kampf um den Besitz der Dardanellen datiert keineswegs erst aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Hellaspont hieß dieser vom Mitteländischen nach dem Schwarzen Meere, dem Pontos Eurinos der Griechen, führende Wasserweg bei den Alten. Zur Zeit der Ausbreitung der griechischen Kolonien gründeten hier die Jonier die festen Städte Abydos und Lampsakos. Zum erstenmal in der Geschichte erhielt der Hellespont strategische Bedeutung, als im Jahre 481 vor Christo Xerxes, der Anführer des dritten Perserzuges, an der schmalen Stelle der Meerenge eine große, aus etwa siebenhundert Schiffen gebaute Brücke schlagen ließ, auf der dann sein Heer nach Europa hinüberzog. Nachdem er seine ehrgeizigen Pläne an der Widerstandskraft der Griechen gescheitert sah, mußte er auf seinem Rückzug die Dardanellen nochmals passieren. Die Brücke hatte aber inzwischen der Sturm weggerissen, so daß sich diesmal die Ueberfahrt der besiegten Truppen weit schwieriger gestaltete. Große Wichtigkeit erlangte später, indem sie nämlich die Entscheidung im Peloponnesischen Kriege herbeiführte, die Seeschlacht bei Megaspolamoi (die „Ziegenflüsse“ gegenüber Lampsakos) im August 405, wobei die athenische Flotte von der spartanischen unter ihrem Befehlshaber Lysander vollständig vernichtet wurde. 334 setzte Alexander der Große über den Hellespont, um auf asiatischem Boden die Macht der persischen Satrapen zu zertrümmern. Im Kriege* der Römer mit dem syrischen König Antiochus III. mußte der Feldherr P. Cornelius Scipio Africanus mit großen Truppenmassen die Meerenge durchqueren, um darauf seinen Gegner bei Magnesia (190) schlagen zu können. Ebenfalls im Jahre 84 vor Christo im ersten Mithradatischen Kriege, nach den Schlachten von Chaironcia und Orhomenos, Sulla über den Hellespont und schloß darauf in Dardanos, der Stadt, die den Dardanellen den Namen gegeben hat, mit dem König von Pontus einen Frieden ab.

Zur Zeit, als sich die Türken bereits ganz Kleinasien unterworfen hatten und nur auf eine Gelegenheit warteten, um ihre Eroberungszüge auch auf die Balkanländer auszuweiten, wurde auf Betreiben des Papstes Johann XXII. eine christliche Flotte, bestehend aus venezianischen, neapolitanischen und rhodischen Fahrzeugen, gegen den Halbmond ausgesendet, um eine Invasion in Europa zu verhindern. Bei diesem Anlaß wurde die Dardanelleneinfahrt von den Christen zum erstenmal erzwungen und die türkische Flotte in ihren eigenen Gewässern geschlagen. Trotzdem gelang es den Osmanen, 1357 die Meerenge zu überschreiten und schon zehn Jahre später konnte Sultan Murad I. seine Residenz in Adrianopel aufschlagen und erfolgreich gegen die Serben aufbrechen, denen er dann 1389 auf dem Amselfeld bei Koffowa die berühmte Niederlage beibrachte. Sobald die Türken Konstantinopel in ihrem Besitz hatten, machten sie sich eifrig an die Befestigung der Meerenge. Demals wird die zum Teil heute noch verwendbaren, nun freilich ganz und gar modernisierten Dardanellenforts entstanden, einmal am Eingang die angeblich bereits zusammengekauften Schiffe Rum Kale und Sedil Bahr, dann weiter einwärts am engsten Durchgang Kale Sultanije und Kilid Bahr. Im Laufe der Zeit reichte sich an diese Hauptstützpunkte der Dardanellenbefestigung eine ganze Anzahl von kleineren Fortifikationswerken, die heute mit den modernsten Kruppgeschützen bewehrt sind. Dadurch wurde allen mit der Türkei Krieg führenden Mächten die Einfahrt in die Dardanellen unmöglich gemacht. Wiederholt haben sich zum Beispiel die Venezianer abgemüht, die gefährdete Sperre zu durchbrechen. Einen einzigen nennenswerten Erfolg haben sie dabei errungen, indem sie im Jahre 1656 durch einen glücklichen Sieg vor dem Dardanelleneingang das Mitteländische Meer von den osmanischen Schiffen säuberten.

Freilich, im Juni 1770 konnte es die von Admiral Elphinstone befehligte russische Flotte riskieren, zwischen den beiden Außenforts, denen damals die Munition ausgegangen war, durchzuschlüpfen. Nach diesem Ereignis, das für die türkische Hauptstadt leicht üble Folgen hätte nach sich ziehen können, wurden die Befestigungen von neuem in Angriff genommen und wesentlich verstärkt. Erst dem englischen Admiral Duckworth gelang es am 19. Febr. 1807, sich die Durchfahrt durch die trogige Sperre zu erzwingen und am folgenden Tage mit seiner aus acht Linien Schiffen und vier Fregatten bestehenden Flotte vor Konstantinopel zu erscheinen. Der Zweck dieser fähigen Demonstration war, den Sultan zum Aufgeben seines Bündnisses mit Napoleon zu bewegen. Er aber, in fatalistischer Ruhe, ließ sich trotz der ungemütlichen Situation nicht beirren und bemühte in schlauer Weise die sich daran knüpfenden Verhandlungen um die Befestigungen wieder instand zu setzen und die Strandbatterien mit französischen Kanonieren zu besetzen. So blieb dem immer noch auf einen friedlichen Ausgleich hoffenden Admiral, wenn er sich nicht umzingeln lassen wollte, keine andere Wahl, als sich zurückzuziehen, was ihm denn auch, freilich unter schweren Verlusten, gelang. Seit diesem gefährlichen Unternehmen hat sich keine Kriegsflotte mehr gewagt bis vor die Tore Konstantinopels vorgewagt. Für jede Dardanellendurchfahrt fremder Kriegsschiffe mußte bei der Pforte zuerst die Bewilligung eingeholt werden. So stand es zum Beispiel 1833 in der Türkei Belieben, die russische Flotte in den Dardanellen ankern zu lassen und gleichzeitig den eng-

lischen und französischen Fahrzeugen die Durchfahrt zu verbieten. Im Krimkrieg dagegen ließ die Türkei sämtliche Truppentransporte der verbündeten Westmächte anstandslos die Dardanellen passieren, so daß diese im September 1854 550 000 Mann auf der Krim landen konnten. Im Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 mochte es die Pforte nur willkommen heißen, daß sich ein englisches Geschwader durch die Dardanellen begab, das die Aufgabe hatte, die Russen von Konstantinopel fernzuhalten. Im Kriege um Tripolitanien 1912 haben es italienische Torpedoboote mit einem fähigen Raub versucht, die Dardanellen zu forcieren, jedoch bei der engsten Stelle vor den bei Kale Sultanije und Kilid Bahr aufgestellten Geschützen kehrt machen müssen. Und auch im gegenwärtigen Kampfe wird es selbst von großen Panzerschiffen eines überaus kräftigen Bombardements bedürfen, um die Batterien dieser trogigen Strandbatterien zum Schweigen zu bringen und damit das gefährliche Hindernis zu überwinden.

Aus feldpostbriefen.

Aus dem Argonner Walde schreibt uns ein Karlsruher Kriegsteilnehmer:

Geschrieben Ende November 1914.

Im Felde gibt es auch manche hübsche Stunde. So z. B. beim Neutrieren von Fleisch, Lebensmittel, Gebrauchsgegenständen aller Art. Dazu werden immer einige fähige Leute kommandiert, auch ich bin meistens mit dabei. Da hier absolut nichts mehr zu holen ist, geht es per Wagen immer in die umliegenden Ortschaften. Da in der Regel keiner bei uns ist, der französisch sprechen kann, so wird an Hand des Wörterbuchs verhandelt, aus den Leuten das herauszubekommen, das man haben will. So wurden unlängst auch einige Leute, darunter auch ich, dazu kommandiert, ein Schwein oder ein junges Kalb ufm. für die Mannschafsfische zu requirieren. Wir kamen in das noch ziemlich gut erhaltene Dorf Audville, zirka 15 Kilometer von Etanay. Bald hatten wir hier einen Bauern ausfindig gemacht. Wörtchen heraus und angefangen zu fragen (aber erst nach langwierigen Suchen) „avez — vous un cochon?“ — „Geben Sie ein Schwein?“ Der Bauer schüttelte aber andauernd den Kopf und tat, als ob er uns nicht verstehen würde. Da verstanden wir es mit der Fingersprache. Wir grunzten ihn von allen Seiten an, doch auch dies wollte er nicht verstehen. Er redete immer ein Häufchen Zeug, wobei natürlich keiner etwas verstand. Als uns dann die Sache zu bumm wurde, hielten wir ihm auf einmal einige Karabiner unter die Nase und siehe da, auf einmal konnte er begreifen: „Unter andauerndem „Ou Malheur“ führte er uns in seinem Hause herum, wo sich natürlich nichts vorfand. Während er so mit den andern im Hause herumging und mit ihnen verhandelte, ging ein Junker und ich allein auf die Suche, da wir von andern Soldaten erfahren hatten, hier wären noch Schweine genug. Wir durchstöberten das ganze Haus und auch die Scheune, aber nichts war zu finden. Als wir dann zuletzt noch einmal in die Scheune gingen, fiel uns der scharfe Geruch auf, der besonders an einer Stelle aus dem Stroh hervorbrach. Als wir das Stroh wegräumten, entdeckten wir einen kleinen Verschlag und darunter, welche Freude, drei wunderliche Schweine. Auf unsere Rufe eilten die andern herbei, mit ihnen auch der Bauer. Der Bauer war gar nicht niedergeschlagen, im Gegenteil, er fing an einmal an zu lachen, und durch Gebärden mochte er uns begreiflich, daß die Schweine ihm selbst gar nicht gehören. Die hatte er wahrscheinlich selbst aus irgend einem verlassenen Bauernhof geholt. Dies machte uns aber wenig aus. Die Hauptfrage war eben doch, daß wir ein schönes Schwein hatten. Es war das schönste Stück, das wir je hatten. Es wog zirka 3 Zentner. Nun, der Bauer bekam eine Auskunft dafür, wir luden auf und im flotten Trab ging Stenay zu, jedoch nicht ohne dem Bauern noch ein frommes „au revoir!“ („Auf Wiedersehen!“) zuzurufen. Daß dies Requirieren uns als Spaß macht, ist ja klar und möchte immer jeder gern dabei sein, trotzdem es eine ziemlich gefährliche Sache ist, insofern der vielen heimtückischen Franktireurs. Was jetzt ist aber immer alles glatt verlaufen. Die Bauern sind übrigens an das alles gewöhnt. Die meisten sind froh, wenn ihnen Haus und Hof besetzt bleibt, denn hier in der Umgegend kann man sagen, daß die Hälfte aller Dörfer vollständig zerstört ist. Wandmal steht als trauriger Leberleib des Genzen noch die Kirche oder das Schulhaus, meistens ist aber alles dem Erdboden gleich. Diese Zerstörung ist meistens die Folge von heimtückischen Franktireurangeriffen, welche jetzt in letzter Zeit auch viel feltener werden, da die Leute genau wissen, was ihnen dann geschieht.

Nun hoffe ich, daß es Euch allen so gut geht wie mir und sende Euch die besten Grüße Euer Albert. (1699)

Vermischtes.

Verpflegung der Truppen einst und jetzt. „Der Krieg muß den Krieg ernähren“, das war der Grundsatz, nach dem zur Zeit des dreißigjährigen Krieges verfahren wurde. In „Wallensteins Lager“ erzählt der Jäger von der Werbetrommel des Herzogs, der eine neue Armee zusammenbrachte:

„Sie wollten erst nur von zwölftausend hören; Die sprach er, die kann ich nicht ernähren. Aber ich will sechzigtausend werden, Die, weiß ich, werden nicht Hungers sterben.“

Die Landschaft, über die die Kriegstürme hinweg, mußte alles für den Unterhalt der Truppen nötig hergeben, und wenn es auch nicht immer einfach genommen wurde, wie zur Zeit Wallensteins, so konnte die Verpflegung der Truppen doch bis in das vorige Jahrhundert hinein nur aus unmittelbarer Nähe bezogen werden, und die Wahl der Winterquartiere hing oft genug von Erwägungen ab, ob eine Gegend nicht schon zu ausgelogen wäre, um die Truppen noch weiter unterhalten zu können.

Das ist mit dem Annäheren der Deere vollständig anders geworden. Schon im Kriege von 1870/71 war die Verpflegung der Soldaten nur mit Hilfe der damals neuen Erbswürst durchzuführen, einer von dem Berliner Koch Grüneberg erfundenen Konserve aus Erbsenmehl mit Speck, Salz, Zwiebeln und andern Gewürzen, von der in der staatlichen Fabrik gleich zu Beginn des Krieges täglich 7000 Kilogramm, später 35 000 hergestellt wurden, so daß die Fabrik während des Krieges etwa fünf Millionen Kilogramm lieferte. Seit jener Zeit hat die Konserverfabrikation einen ganz ungeheuren Aufschwung genommen, so daß heute die Truppen auch mit Fleisch und Gemüsekonserven der allerwertvollsten Art ausgerüstet sind.

Aber auch die Zufuhr der Speisen an die Truppen ist eine ganz andere geworden. In früheren Zeiten mußten die Soldaten, wenn sie müde ins Quartier oder ins Bivak kamen, zunächst abkochen, sie mußten Holz herbeischaffen, Kochlöcher in die Erde graben, in die die Kochfesse gehängt wurden. Es ist klar, daß bei Regen im Bivak überhaupt nicht abgekocht werden konnte; aber auch bei gutem Wetter dauerte es oft noch mehrere Stunden, bis das warme Essen fertig war, und wenn inzwischen gar ein Befehl zum Weiterziehen kam, mußte oft das halbgare Essen wogeschüttet werden. Oft genug hatten die langen Märsche und aufreibenden Kämpfe auch eine solche Müdigkeit herbeigeführt, daß viele Leute trotz großen Hungers sich am Ruheort einfach niederwarfen, um nur ein wenig ausruhen und schlafen zu können. Mangelhafte Ernährung war eine natürliche Folge solcher Zustände, die den dauernd im Feldzug befindlichen Franzosen selbstverständlich in noch viel höherem Maße als bei dem stetig vordringenden deutschen Heere.

Heute dagegen erhalten selbst die kleineren Truppenverbände bis herab zur Kompanie sofort nach dem Einrücken und selbst in den Gefechtspausen warmes Essen, das in den fahrbaren Feldküchen, den sogenannten „Gulaschkanonen“, zubereitet ist. Bis in die vorgezeichneten Stellungen hinein wird den Soldaten täglich warmes Essen zugeführt. Ganz kleinen Abteilungen, wie Feldwachen, gibt man das Essen in Kochfesse mit, die an Handgriffen getragen werden. Auch Brot wird im Felde bereitet. Dazu dienen Feldbacköfen, das sind auf Räder geführte Backöfen mit unklappbaren Schornsteinen, die von gelehrten Bäckern bedient werden.

Natürlich kommen je nach der Art des Geländes und der sonstigen Umstände auch heute noch im Kriege Verhältnisse vor, wo einzelne Truppenabteilungen zeitweilig nicht so regelmäßig ihre Verpflegung erhalten können, wie es wünschenswert wäre. Aber im allgemeinen ist das Problem der Verpflegung der ungeborenen Truppenmassen, das viele für eine so unüberwindliche Schwierigkeit hielten, das sind auf Räder geführte Backöfen zwischen Großmächten überhaupt scheitern müßte, heutzutage gelöst worden.

Tisnabien. Französische Zeitungen berichten, der Interoffizier des französischen Meeres-Infanterie-Regiments Nr. 302 René Tison sei von den Deutschen aus der Gefangenenschaft entlassen worden, um in Frankreich als Sozialist für den baldigen Freikampf zu arbeiten.

Tison bekräftigt dies. Er habe als deutscher Kriegsgefangener den Gruß des Deutschen Kaisers nicht erwidert. Nach dem Grunde gefragt, habe er geantwortet, er sei Sozialist und grüße keine Monarchen. Darauf habe der Kaiser ihn aufgeführt und ihm gesagt, ein Sozialist müsse doch für den Kaiser dankbar sein. Als er geschwiegen habe, habe sich ihm der Kaiser zu Füßen geworfen und habe ihn unter fremden Händen angeschlossen, in Frankreich für den Frieden zu wirken. Für diese Bemühungen habe er ihm die Ernennung zum Generalobersten, die Hand einer preussischen Prinzessin und den Thron von Belgien versprochen. Er, Tison, sei scheinbar darauf eingegangen, aber nur, um der französischen Regierung alles zu verraten. Diese will ihn belohnen. Sie beschließen, ihm den gut dotierten Posten eines „Matin“-Redakteurs anzubieten. Die für diese Tätigkeit erforderliche Geschäftlichkeit im Augen hat er ja.

Medize (Jugend).

Kindereifer. Das Zuckerkochen und Raschen spielt im Leben fast aller Kinder eine Rolle, mit der die Eltern nicht sehr einverstanden sind. Sie erblicken darin einen Mangel an Selbstbeherrschung und Selbsterziehung, also eine sittliche Schwäche, die man nach ihrer Meinung am besten durch Schelte oder Schläge in Charakterfestigkeit umzuwandeln suchen muß. Dabei geschieht dem Kinde meist Unrecht. Im kindlichen Organismus vollzieht sich, bedingt durch den Wachstumsprozeß und die große Beweglichkeit, ein äußerst lebhafter Verdauungsprozeß; dabei wird viel Wärme erzeugt, weil der Körper des Kindes viel Wärme verbraucht und abgibt. Der beste Wärmezugener ist Fett. Da aber Kinder vor Fett in der Regel einen starken Widerwillen haben, hilft sich die Natur auf andere Weise. Sie lenkt das instinktive Bedürfnis des Kindes auf einen Ersatz, die Kohlehydrate, also Stärke und Zucker. Beide, zwei wichtige Nährstoffe, vermitteln den Stoffwechsel und Körperaufbau das, was er nötig braucht und sonst nicht vorfindet. Das Verlangen nach Süßigkeiten ist mithin nicht bloß in dem angenehmen Gaumenreiz des Süßen begründet, sondern hat seine Wurzeln in tiefen Lebensvorgängen, denen Rechnung getragen werden muß. So stellt sich das Raschen und Zuckerkochen als eine natürliche und harmlose Sache dar, wobei freilich nicht bestritten werden soll, daß sie auch zur Unart und Unmüßigkeit, ja zu ernsthaften moralischen und gesundheitlichen Störungen führen kann.

Die verhungerten deutschen Armeekorps. Eine besonders schöne Kriegsgeschichte hat, wie der „Täglichen Rundschau“ berichtet wird, ein in der australischen Stadt Bendigo erscheinendes Wochenblatt ausgeteilt: In der Nummer vom 1. Dezember wird berichtet, daß die Engländer östlich von Opren drei deutsche Armeekorps verhungert aufgefunden hätten. Man traf sie an, wie sie Kinde von den Bäumen aßen. Soweit der Kinde australische Entenzüchter. Was soll aber werden, wenn von allen Bäumen Belgiens und Frankreichs die Kinde abgenagt ist? Dann müssen ja die Deutschen aus reiner Verzweiflung nach England hinüber.

Heiteres.

Die „Jungfrau von Vaital“. Eine russische „Jungfrau von Orleans“ ist, wie sich englische Blätter aus Petersburg melden lassen, in den Reihen der Kämpfer erschienen. Es handelt sich um Ludmilla Dgareff, die Tochter eines kleinen Handelsmannes in Jekaisk, die von dem Glauben befreit ist, daß der heilige Georg ihr selbst erschienen sei und sie mit der Aufgabe des Kampfes für ihr Vaterland betraut habe. Mit sieben Knaben in der Tasche, die die Ersparnisse ihrer Kindheit darstellten, machte sich Ludmilla auf den 5000 englische Meilen weiten Weg von ihrer Heimat zur Schlachtfeldfront in Polen. Drei Monate mußte sie fast wandern, ehe sie ihr Ziel erreichte. Sie legte den Weg meist zu Fuß zurück, gelegentlich fand sie auch Unterkunft auf einem Wägelchen. Überall sprach sie von ihrer Vision, und während sie bei den meisten auf ein ungläubiges Lachen stieß, fand sie bei andern auch Unterstützung mit Geld. In Moskau schmitt sie sich die Haare ab und kaufte sich die Uniform eines verwundeten Soldaten. Dann erließen sie weitlich von Warschau, wo sie sich einer Anzahl wiederhergestellter Soldaten anschloß, die zu ihren Truppenteilen zurückgingen. In der Front nahm sie an den Kämpfen teil. Während eines Nachtangriffs an der Wartha führte Ludmilla so tapfer ihren männlichen Kameraden voran, daß sie in Gefangenenshaft geriet; kurze Zeit darauf gelang es den Russen jedoch, sie wieder zu befreien.